

len, sich teilweise überkreuzenden Jargons und Dialekten“ (Vorwort), ein wahres Sammelsurium von teils grotesken, beinahe satirischen Szenen – mit köstlichem Humor und amüsantem Vokabular geschrieben.

Wenn Roger Reiss „vom Prokrustesbett der Minerva“ (einer Lehranstalt, in der er war) erzählt, von Begins Besuch in Zürich oder von „Elban, dem Erbarmungslosen“, der den teuren Skulpturen, die in einer Vitrine im Elternhaus stehen, die Nasen wegriß, weil er befürchtet, dass sie als Götzen verehrt werden, so sind das Situationen, die nicht nur die Komik des Heute, sondern die tief verwurzelte Wehmut und Gläubigkeit der frommen Juden einer vergangenen Welt übermitteln. Roger Reiss lebte in dieser Tradition, und er schildert sie mit einem weinenden und einem lachenden Auge. Seine Worte: „Wenn es nur wahr wäre“, sind wahr, auch wenn sie es vielleicht nicht immer sind. Es ist ein liebevolles Bild, das er beschreibt. Die Möglichkeit und Selbstverständlichkeit, nach der Tradition des „jüdisch-galizischen Shtetl“ leben zu können, werden in diesem hinreißend geschriebenen Buch deutlich. Die NZZ schrieb: „Dass ein orthodoxer Jude im deutschsprachigen Raum sein persönliches Leben beschreibt und publiziert, besitzt Seltenheitswert.“ *Leon und Lucie* ist ein unvergleichliches Zeitdokument, voll Tiefgründigkeit, Esprit und Humor. Das Buch zeigt, dass und wie sehr es möglich ist, in der jüdischen Tradition zu leben und trotzdem ein moderner Mensch zu sein. *Fischel und Chaye* ist wunderbar, *Leon und Lucie* macht es vollkommen.

Maria Stiefl-Cermak, Freiburg

Christian Rutishauser SJ, **Christsein im Angesicht des Judentums**. Echter Verlag, Würzburg 2008. 91 Seiten.

Das in der Reihe *Ignatianische Impulse* erschienene Buch des Direktors des Lasalle-Hauses in Bad Schönbrunn (Schweiz) erinnert in seinem ersten Kapitel an den jüdischen Ursprung des Christentums und die Neubesinnung durch das Zweite Vatikanische Konzil über diese unaufgebbare und bleibend wirksame Verknüpfung. Neben den Texten des Konzils (*Nostra aetate*) würdigt Rutishauser weitergehend die Aspekte einer neuen jüdisch-christlichen Kooperation etwa in der Sozialarbeit, die Stellungnahmen des Vatikans (1985 *Hinweise für eine richtige Darstellung von Juden und Juden-*

tum, 2001 *Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel*), von jüdischer Seite (2000 *Dabru emet*) oder speziell die Bemühungen von Jesuiten im Dialog (Kardinal Bea, Gruppe junger Jesuiten in New York 2007). Eher verhalten kennzeichnet R. auch bleibende Unterschiede: Treue zur jüdischen Tradition und das damit verknüpfte Nein Israels zu Jesus als dem Christus – *nicht* „zu Jesus von Nazaret“! – (24), Gottesbild und Erlösungslehre. Ganz unerwähnt bleibt die massive Störung des Dialogs durch die Wiederzulassung der Messe nach dem tridentinischen Ritus durch den Papst Mitte 2007.

Sehr instruktiv gelingt der „Blick in die Heilsgeschichte“ zur Kennzeichnung von Christentum und Judentum als „Geschwisterreligionen“. Gegenüber einer oft verkürzt gedachten Mutter-Tochter-Beziehung im Anschluss an Röm 9–11 erläutert R. die parallel erfolgte Entstehung des Christentums und des rabbinischen Judentums, für dessen Neuaufbruch weniger die – auch erfolgte und gewürdigte – Abgrenzung gegenüber dem Christentum als vielmehr die Zerstörung des Zweiten Tempels maßgeblich wurde. An Beispieltexen werden die Evangelien und die neutestamentlichen Briefe als Zeugnisse *judenchristlichen* Denkens gekennzeichnet, weil sie ihren Sinn vielfach aus dem Alten Testament beziehen und ihre Bilder und Deutungen nur vor diesem Hintergrund verständlich werden. Die Kanonbildung wird als Zeichen der Bindung an das Judentum charakterisiert. In ähnlicher Weise würdigt R. die nach der Zerstörung des Tempels erfolgte Herausbildung der mündlichen Tora in Talmud und Midrasch, aus deren Perspektive die Schriften des Tanach gelesen und interpretiert werden. Als Fremdkörper erscheint der Abschnitt über die Entstehung des politischen Zionismus und die Probleme im Nahen Osten.

Der dritte Teil wirft einen Blick auf jüdisches Denken in Mystik, Spiritualität und Philosophie und kennzeichnet deren Inspiration für den christlichen Glauben: In der Annahme des reinen Erbarmens Gottes soll der Mensch als dessen Abbild alles mit diesem Erbarmen berühren und Gott so im ganzen Universum „einwohnen“ lassen. Martin Bubers „dialogisches Prinzip“ und sein Grundgedanke der Beziehung werden auf die Praxis ignatianischer Exerzitien und ihre Zielsetzung eines göttlich-menschlichen Austausches übertragen. Nach Emmanuel Lévinas soll der Glaubende im Angesicht des Anderen das Vorübergehen Gottes erkennen und ihm entsprechend begegnen. Aus dem Denken des Rabbiners Josef Dov Soloveitchik verknüpft R. die Weltzugewandtheit mit der ignatianischen Spiritua-

lität. Ob freilich die Verknüpfung von Ethik und Glauben, wie sie in den vorgestellten Denkweisen jüdischer und ignatianischer Spiritualität betont wird, für das Christentum erst wieder neu entdeckt werden muss, weil es gegenüber den ethischen Weisungen die Theologie und die Formulierung des Glaubens ins Zentrum seines Selbstverständnisses rücke, möchte der Rezensent in Frage stellen. Er hat in über 35 Jahren an Schule und Hochschule selbst einen „ethischen Monotheismus“ gelehrt, den ihm (und vielen anderen) Prof. Alfons Deissler (1914–2005) im Studium vor allem aus der Botschaft der Propheten und der Psalmen nachhaltig erschlossen hat. Den wahren und „eigentlichen“ Gottesdienst hat er immer an die „Menschwerdung des Menschen“ gebunden (vgl. Schlussgedanke, 88). So akzentuiert das Buch eine durchlaufende Perspektive des Christseins und des Christentums. Die behutsame Kennzeichnung von Parallelität und Nähe fördert die Erkenntnis und das Wachsen der Gemeinsamkeiten und verlangt zugleich, die bleibende Distanz und Differenz auszuhalten. Von daher vermisste ich eine deutliche Distanzierung von der 2007 wieder zugelassenen Messe nach dem tridentinischen Ritus und der (neu gefassten) „alten“ Karfreitagsfürbitte.

Joachim Maier, Schriesheim

Chawa Turniansky (Ed.), **Glückel. Memoires 1691–1719**. Edited and translated from Yiddish (into Hebrew). Zalman Shazar Center for Jewish History, Jerusalem 2006. 642 Seiten.

Persönlichkeiten des Geistes und der Tat, auch Frauen, haben – von der Frühzeit bis heute – Autobiografien verfasst, um festzuhalten, was zu ihren Lebzeiten geschah und um ihr Wirken und ihre Errungenschaften dem Vergessen zu entziehen. Seltener kommt es vor, dass „einer aus dem Volke“, der sich in der Öffentlichkeit keinen Namen gemacht hatte, abseits von der „großen Welt“, seine Lebenserinnerungen aufgezeichnet hat. Eine solche Stimme tönt uns aus den Memoiren einer schlichten jüdischen Frau entgegen, die vor 300 Jahren in Deutschland lebte.

Glückel von Hameln, 1646 in Hamburg geboren und 1724 in Metz verstorben, verdankt ihren Namen der sagenumwobenen Heimat ihres Gatten *Chajm von Hameln*, mit dem sie fast 30 Jahre in glücklicher Ehe verbunden war. Das handschriftliche Original ihrer Aufzeichnungen ist nicht erhalten geblieben. Ihr Sohn Moses Hameln, Rabbiner in Baiersdorf, und ihr Enkel